

(Nachdruck verboten.)

87]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

Jetzt kamen die Mädchen über das Gras gegangen. Sie hielten die Hände unter den Schürzen und glühten schwarzen Ausschritten gegen den strahlenden Himmel; sie summten ein weiches Volkslied und ließen sich neben den Knechten ins Gras hinabgleiten; die Abenddämmerung saß ihnen im Sinn und machte ihre Gestalten und Stimmen weich wie eine Liebeslösung. Aber die Knechte waren nicht weich gestimmt, sie zogen die Nase vor.

Gustav ging umher und phantasierte auf seiner Handharmonika. Er suchte eine Stelle, wo er sich setzen konnte, und warf sich endlich in Karnas Schoß und spielte auf. Erik war zuerst auf den Beinen. Auf Grund seines Zwistes mit dem Verwalter tanzte er vor und riß Bengta mit einem Ruck aus dem Gras in die Höhe. Sie tanzten schwedische Polka, und bei einer bestimmten Stelle in der Melodie hob er sie mit einem Jauchzer in die Höhe. Sechsmal kreischte sie, und die schweren Röcke standen von ihr ab wie der Schwanz eines Truthahns, so daß ein jeder sehen konnte, wie lange es noch bis zum Sonntag hin war.

Mitten in einem Wirbel ließ er sie los, so daß sie über das Gras hintaumelte und fiel. Man konnte das Zimmer des Verwalters von hier unten aus sehen, und dort war ein heller Fleck zum Vorschein gekommen. „E glost! Herr Du meines Lebens, wie er glost! Kannst Du die woll sehen?“ schrie Erik laut und hielt eine Brantweinsflasche in die Höhe. Und dann trank er: „Prost! Der alte Satan soll leben, hurra! Wie er stinkt, das Schwein! Pfiu Deubell!“ Die anderen lachten, das Gesicht da oben zog sich zurück.

Zwischen dem Tanzen spielten sie, tranken und machten Kraftübungen. Sie wurden immer unberechenbarer in ihren Handlungen, stießen plötzlich ein Gebrüll aus, das die Mädchen laut aufkreischen machte, warfen sich mitten im Tanz pardaus an die Erde und stöhnten, als wenn sie im Sterben lägen, sprangen plötzlich wieder mit wilden Gebärden auf und stellten dem zunächst Stehenden ein Bein. Ein paarmal schiedte der Verwalter den Wirtschaftslehrling herunter und befahl ihnen, sich ruhig zu verhalten, aber der Ärger wurde nur noch ärger davon. „Grüßen Sie ihn und sagen Sie ihm, er könnt' seine Hundebestellungen selbst ausrichten!“ rief Erik dem Wirtschaftslehrling zu.

Lasse gab Pelle einen Puff und zog sich nach und nach zurück. „Nu, wird es woll am besten sein, wenn wir uns zur Ruhe begeben,“ sagte er, als sie unbemerkt entkommen waren — „man kann nie wissen, wozu dies führen kann. Sie sehen schon alle rot, es wird woll nich' mehr lange dauern, dann tanzen sie den Bluttanz. Ach ja, wär' ich jung gewesen, hät' ich mich woll nich' wie 'n Dieb weggeschlichen, denn wär' ich dageblieben und hätte hingenommen, was davon gekommen wäre. Es hat mal 'ne Zeit gegeben, da konnt' Lasse die beiden Hände auf die Erde setzen und seinen Gegner mit den Stiefelhacken schlagen, so daß er zu Boden sank wie ein Strohalm. Aber nu is' die Zeit aus, und es is' am besten, sich vorzusehen. Da kann Polizei und alles mögliche andere rausbraten. Von dem Verwalter gar nich' zu reden, Du! Nu haben sie ihn den ganzen Sommer gereizt, mit diesem Erik als Anführer; aber wenn sie ihn erst wirklich wütend gemacht haben, dann kann Erik man „gute Nacht“ sagen.“

Pelle wollte gern noch ein wenig aufbleiben und ihnen zusehen. — „Wenn ich hinter den Zaun kriech' und mich da hinleg' — was, Vater, Du!“ bettelte er.

„Ach was, das sind Dummheiten, sie können Dir was antun, wenn sie Dich sehen! — Man weiß nich', wo die auf verfallen können. Na, aber Du mußt selbst Deinen Mann stehen — und paß' man ja auf, daß sie Dich nich' sehen.“

Und dann ging Lasse zu Bett, Pelle aber kroch auf dem Bauch hinter den Zaun, bis er ganz dicht an sie herangekommen und alles sehen konnte.

Gustav saß noch immer auf Karnas offenem Schoß und spielte, und sie umschlang ihn treulich mit den Armen. Aber

Anders hatte den Arm um Bodils Taille gelegt. Gustav entdeckte das, schleuderte auf einmal die Handharmonika von sich, so daß sie über das Gras rollte, und sprang auf. Die anderen schmissen sich in einen Rundkreis hin und lagen da und stöhnten innerlich, sie waren auf etwas gefaßt.

Gustav glich einem Wilden, der den Kriegstanz tanzt. Der Mund stand ihm offen, die Augen starrten blank. Er war ganz allein da auf dem Gras und neigte sich wie ein Ball zu Boden und schnellte wieder in die Höhe, sprang auf den Absätzen und schleuderte abwechselnd die Beine bis an den Kopf hinauf; bei jeder Bewegung stieß er ein gellendes Tjul aus. Dann schoß er kerzengerade in die Luft und drehte sich da oben herum, kam auf dem einen Absatz zu stehen und schnurrte sich wie ein Kreisel herum. Während er so schnurrte, machte er sich kleiner und kleiner, als wolle er ganz in die Erde hineingehen, explodierte dann in einem Sprung und fiel direkt in den Schoß von Bodil, die entzückt die Arme um ihn schlang.

Wie ein Blitz krallte Anders beide Hände von hinten in seine Schultern, setzte ihm die Füße in den Rücken, ließ ihn sich überschlagen, so daß er tründelte. Das ganze geschah in schnellem Tempo, und Gustav fuhr mutwillig fort, sich über das Gras zu tründeln, mit Stößen wie eine unebene Kugel. Aber plötzlich hielt er an und stand mit einem Satz auf den Füßen; er starrte gerade vor sich hin, machte dann mit einem Ruck Kehrt und ging langsam auf Anders zu. Anders erhob sich schnell, schob die Mütze auf die Seite, schnalzte mit der Zunge und ging vor. Bodil setzte sich breiter auf der Erde zurecht, sie sah sich triumphierend im Kreise um und kassierte begehrlisch den Neid der anderen ein.

Die beiden Gegner standen von Angesicht zu Angesicht da und tasteten sich zu einem guten Griff vor. Sie strichen liebevoll an einander herunter, kniffen sich gegenseitig in die Flanke und machten kleine scherzhafte Wendungen.

„Herr Zemine, bist Du fett, Bruder!“ Das war Anders. „Und was für Batterien Du hast! Du könnst gut ein Frauenzimmer sein,“ antwortete Gustav und faßte Anders an die Brust. „Na, wie weich Du bist!“ Ihre Gesichter leuchteten vor Hohn. Aber die Augen folgten aufmerksam der kleinsten Bewegung des Gegners, beide erwarteten sie einen überraschenden Griff von dem anderen.

Die übrigen lagen rings umher im Gras ausgestreckt. „Na, wird's bald?“ riefen sie ungeduldig.

Die Beiden blieben noch immer stehen und spielten, als fürchteten sie sich, zugreifen — oder als zögen sie es in die Länge, um es desto mehr zu genießen. Aber plötzlich packte Gustav Anders beim Kragen, warf ihn hintenüber und schleuderte ihn über seinen Kopf hinüber. Das ging so schnell, daß Anders sich nicht an Gustav halten konnte; aber im Schwunge hatte er sich in sein Haar hinein, und sie fielen beide — auf den Rücken, die Köpfe zusammen und die Leiber jeder nach einer Seite ausgestreckt.

Anders war schwer gefallen und lag halbbetäubt da, ließ aber Gustavs Haar nicht los. Gustav drehte sich herum und versuchte, wieder auf die Beine zu kommen, konnte aber seinen Kopf nicht befreien. Dann wand er sich schnell wie eine Kacke wieder in Stellung, schlug rücklings einen Wurzelbaum über den Kameraden hinweg und fiel auf ihn nieder, sein Gesicht nach dem seinen. Anders versuchte, die Füße in die Höhe zu heben und ihn aufzufangen, kam aber zu spät.

Anders warf sich in heftigem Zucken umher, dann lag er wieder still und strengte alle Kräfte an, um Gustav plötzlich von sich abzuschütteln, aber Gustav war zäh. Er warf sich schwer auf seinen Gegner nieder und fügte alle vier Glieder zur Stütze auf die Erde nieder, saß plötzlich wieder oben auf ihm und stieß sein Gesicht in Anders' Bauchhöhle, um ihm den Atem zu rauben. Sie hatten in der ganzen Zeit ihre Gedanken darauf gerichtet, das Messer heimlich hervorzuholen; und Anders, der nun wieder ganz Herr über seinen Verstand war, entsann sich deutlich, daß er keines bei sich hatte. „Ach! Ach!“ sagte er laut — „ich elender Wurm!“

„Du jammerst ja!“ sagte Gustav und senkte sein Gesicht über ihn. „Willst Du am Ende wieder um gut Wetter bitten?“

Im selben Augenblick fühlte Anders Gustavs Messer gegen seinen Schenkel drücken, blitzschnell war seine Hand da unten und holte es heraus. Gustav versuchte, es ihm wegzunehmen, gab es aber ar., um nicht abgeworfen zu werden; er beschränkte sich darauf, sich Anders' einer Hand zu versichern, so daß der das Messer nicht aufmachen konnte, dann stieß er den Körper gegen seine Bauchhöhle.

Anders lag halb übergeben da und nahm die Stöße hin, ohne sich zu wehren — bei jedem Mal entschlüpfte ihm ein Seufzer. Aber seine linke Hand arbeitete eifrig daran, das Messer gegen den Erdboden zu stemmen und zu öffnen, und plötzlich jagte er es in Gustav hinein, gerade als sich dieser hoch in die Höhe hob, um ihm einen kräftigen Stoß zu verlegen.

Gustav packte anders um das Handgelenk, sein Gesicht verzerrte sich. „Pfui, Du Schwein! Was wühlst Du da?“ sagte er und spie Anders ins Gesicht. „Er lücht die Hintertür, der Stümper — um wegzukommen!“ Gustav sah sich im Kreise um, schnaubend wie ein junger Stier.

Sie kämpften rasend um das Messer, brauchten Hände und Zähne und auch die Stirn. Als sich Gustav der Waffe nicht bemächtigen konnte, legte er es darauf an, Anders Hand so zu führen, daß er sich selbst stieß. Das gelang ihm auch, aber der Stoß ging schief: die Klinge schloß sich um Anders' Finger, so daß er das Messer mit einem Fluch wegschleuderte.

Erik saß da und ärgerte sich, daß er nicht mehr der Held des Abends war. „Seit Ihr bald fertig, Ihr beiden jungen Hähne, oder kann ich am Ende einen kleinen Bissen abkriegen?“ sagte er und versuchte, sie zu trennen. Sie bissen sich in einander fest, aber dann wurde Erik wütend und tat etwas, wovon noch lange nachher geredet werden sollte. Er packte sie beide mit fester Hand und stellte sie auf die Beine.

(Fortsetzung folgt.)

Die schwarze Gasse.

Die kleine Stadt ist hier zu Ende und hat einen dicken Punkt. Dahinter breiten sich Felder und Wiesen aus, von Gräben durchzogen, und der Wald wird hinten am Horizont als ein breiter, dunkelbrauner Strich sichtbar.

Eigentlich ist der Punkt ein Klee. Gewaltige Steinkohlenhügel türmen sich auf und laufen breit nach unten auseinander. Da gibt es schottische und schlesische Kohlen, Hügel von topgroßen Stücken für die Feuerung von Dampfmaschinen, es gibt Äpfel- und Kufkohlen und schließlich den Grus, der überall zusammengelegt wird. Da lagert Anthrazit und Koks, und unter langgestreckten Schuppen bauen sich die braunglänzenden Mauern der Verleits auf. Ja, dies alles gehört zu dem großen schwarzen Klee, und die matten Dächer, die zurückgeworfen werden von den hohen Haufen feingepaltenen Holzes, kommen nicht recht dagegen auf. Natürlich gibt es auch großes Holz hier: Holz, wie es aus dem Walde kommt, in Meterstücke geschnitten, Holz in fußlange Klöße zerlegt, Holz in faustdicke Scheiben zerpalten — Dienholz und Küchenholz.

Wer über diesen Platz wandert, würt die verborgene Wärme, die in den schwarzen Hügel und weichen Haufen ruht. Und noch wärmer ist den Arbeitern, die dies Gebirge zu bewegen haben. Die einen häufen es an, die anderen tragen es ab. Die einen laden ganze Eisenbahnzüge aus oder sie zerklümmern mit Säge und Beil das Holz und tragen es zusammen, — die anderen füllen große, knobige Wagen an und lutschieren mit „Hüh!“ und „Hott!“ zum Tor hinaus.

Schritt für Schritt trappen die schweren dänischen Pferde die schwarze Gasse entlang.

Die schwarze Gasse. Vielleicht heißt sie anders, aber die Straßenschilder sind nicht mehr lesbar. Und wer die Inschriften über den elenden Kramläden und dunkleren Spelunken entziffern will, der muß Zeit haben. Wenn der Wind aus Nordost kommt, preßt er den Qualm der Lokomotiven in die schwarze Gasse, wirbelt den Kohlenstaub durch die Luft und lagert ihn auf Dächern, Gesimien, auf allen Kanten und in allen Ritzen ab. Aber der Regen macht's wieder gut. Er wäscht die Häuser von oben bis unten und marmoriert sie in wilder, bizarrer Laune. Ohne Rücksicht auf Firmenschilder und dergleichen. Er malt ganze Landschaften an die hohen, freistehenden Giebelseiten und treibt eine Schwarzweißkunst, aus der das Weiße mit der Zeit verschwindet.

Aber es kommt wieder. Wenn die schweren Kohlenwagen einmal aus dem Gleise geraten sind, das sie sich allmählich tief in das Kopfsteinpflaster der Gasse gedrückt haben, wenn sie tölpisch ihre Spur von neuem suchen, dann rasselt und zittert es in der Kohlen-gasse, und von den Mauern plagt der Puz. Das gibt weiße Flecke oder auch rote, leuchtende Stellen. Dann treten die Hausbesitzer vor die Tür, heben die gebastete Faust gegen den Kutscher hin und schimpfen. Der lacht und schimpft wieder.

Ja, es wird entsehrlich viel geschimpft in der schwarzen Gasse, und Tag für Tag hallt sie wider von Flüchen, Drohungen und

zornigem Gelächter. Die Menschen gehen mit zusammengezogenen Brauen und faltigen Stirnen umher, und jeder vierjährige Knirps stellt sich breitbeinig an die Gasse und wirft den Kutschern Schimpf-worte an den Kopf. Die lassen zuweilen die Peitschenschnur spielen, wenn eine kleine schmutzige Meute sie umheult. Dann fliegen die Fenster auf und zornige Frauengesichter schreien heraus, und es kreischt und gestt von allen Seiten. Nein, schön ist es nicht in der schwarzen Gasse. Aber die Wohnungen stehen trotzdem nicht leer.

Es sind die billigsten der ganzen Stadt.

„Kleines Goll“ oder „armes Volk“ wohnt hier. So sagen die einen. „Wer eine bessere Erziehung genossen hat, sagt „Pöbel“ und „Klebs“. Und die allernobelpsten Leute der Stadt bezeichnen die Gasse einfach als „Verbrechertolonie“.

Zu diesen gehört auch der Besitzer des Kohlenplatzes, der draußen in dem Bilenviertel das schönste Haus hat und nur hin und wieder einmal mit seinem Auto durch die schwarze Gasse faßt. Er und sie sind erbitterte Feinde. Die Hauswirte führen gegen ihn einen Prozeß, von dem zwei Anwälte schon 5 Jahre leben. Wegen der Pflaster-losten, der Hausbeschädigungen, des Lärms und Staubes. Niemand weiß, wie dieser Prozeß endigen wird, und ob er überhaupt jemals zu Ende kommt. Denn immer wieder, wenn eine Verhandlung eröffnet worden ist, stellt es sich heraus, daß neue Ermittlungen notwendig sind, daß Sachverständige die Häuser untersuchen müssen usw. Ja, es ist ein ganz famozer Prozeß, der die kleine Stadt fortgesetzt in Atem hält und Gelegenheit zu ausgiebiger Geistesgymnastik bietet. Wie manches Stammtischgespräch belebt er, wie läßt er die Augen sonst so friedlicher Bürger funkeln! Die Zettellebigkeit geht zurück, und nur die Ärzte haben den Schaden davon.

Die Mieter in der schwarzen Gasse betrachten diesen Krieg ziemlich gleichgültig. Sie haben einen anderen Kampf mit dem Kohlenhändler auszufechten. Einen Kampf, der eigentlich eine Fehde mit dem Winter ist: mit der Kälte, mit Krankheit und Armut.

Der Kohlenhändler weiß es, daß das frierende, hustende Elend hier zu Hause ist. Darum glohen ein paar schredliche Doggen abends durch das Gittertor des Kohlenplatzes, und ein Bächter spaziert nachts umher, den Revolver im Gürtel, einen fürchterlichen Strümpel in der Hand. Sie alle bewachen die schwarzen Diamanten vor dem frierenden, hustenden Elend.

Mit gierigen Augen schleicht es um diesen Platz herum, oder nur ganz verwegene Gesellen greifen in den Stacheldraht des Zaunes und kommen auf irgend eine Weise hinüber. Zuweilen gelingt es einem, einen gefüllten Sack nach draußen zu befördern. Mit blühenden Händen, und oft genug mit zerbißenen Baden, lehren sie nach Hause zurück.

Die meisten Bewohner der schwarzen Gasse lassen sich nicht darauf ein. Aber wenn die schwerbeladenen Wagen in langer Pro-zession die Straßen entlang wadeln, hinterlassen sie eine schwarze Spur auf dem gebirgigen Pflaster. Kohlengrus scheidet durch die Bretterspalten; häufig machen die Gefährte einen Popier oder neigen sich auf die Seite, und dann kollern große und kleine Stücke hinab.

Tag für Tag bildet sich so eine dunkle Linie auf dem Pflaster, umkränzt von verstreuten schwarzen Punkten.

Am Nachmittag, wenn die letzten Wagen den Platz verlassen haben, erscheint ein Arbeiter mit einem Handwagen. Seine Auf-gabe ist es, die verlorenen Kostbarkeiten einzusammeln. Er soll nicht gerade den Grus, aber doch die größeren Stücke wieder heim-bringen auf den Platz. Denn was hier verloren geht, summiert sich im Laufe eines Tages zu mehreren Zentnern, und der Kohlen-händler ist ein guter Rechner. Er hat herausgefunden, daß der Ar-beiter in zwei Nachmittagsstunden etwa zwei Tagelöhne herein-bringen kann.

Theoretisch stimmt es. In Wahrheit findet der Sammler nur noch kümmerliche Reste. Die Anwohner der schwarzen Gasse haben, wenn er erscheint, längst für eine Säuberung des Pflasters gesorgt.

Früher taten sie das öffentlich und ohne Scheu. Seitdem der Kohlenhändler vor Gericht hat feststellen lassen, daß auch die ver-lorenen Kohlen kein herrenloses Gut seien, geschieht es heimlich und ohne Aufsehen, aber nicht minder gründlich als vorher.

Ganz allmählich wird die schwarze Linie, werden die schwarzen Punkte wegradiert.

Da sind die Hausfrauen, die am Vormittag einlaufen gehen (ach, manche tun nur so, denn wovon sollten sie etwas kaufen?). Sie kommen zurück und binden sich den Saub. Wie gut läßt der Fuß sich auf so ein Kohlenstück stützen! Sie stellen ihren Korb oder ihre Tasche solange neben sich auf das Pflaster. Und wenn sie sie wieder aufheben, ist die Kohle verschwunden. Im Korb, in der Tasche oder in der Schürze.

Nach Schulschluß schwärmen die Kinder herein. Sie sind weniger vorsichtig und dürfen es sein. Sie bombardieren sich im Spiel mit den Stücken und bringen ganze Tourneester voll nach Haus. Die eifrigsten entleeren dort auch noch ihre Taschen und Hosentaschen.

Alte Arbeitsunvaliden, die am Stod humpeln und ein kleines Körbchen in der Hand tragen, betrachten die Stücke wie höchst seltsame Wertwürdigkeiten. Sie stoßen mit dem Stod daran herum, nehmen sie betrachtend in die Hand und werfen sie fort — mit weit ausladender Handbewegung. Aber sie fallen doch in das Körbchen. Stets. Die alten Leute wandern von einem Trottoir nach dem anderen — schräg über den Danum. Und immer wieder scheinen sie

sich zu wundern. Und immer wieder folgt diese wegwerfende Bewegung der Hand. Bis das Körbchen gefüllt ist.

Niemand darf es sehen. Es soll Diebstahl sein oder Fundunterschlagung oder sonst dergleichen. Aber jeder sieht es.

Die Anwohner der schwarzen Gasse verraten sich nicht. Argwöhnische Leute reden von einem „geheimen Verbrecherbund“ — und es ist doch nur die Milde des Sünders, der nicht richtet, auf daß er nicht gerichtet werde, ist das stillschweigende Verstehen unter Leuten, die weder Geld noch eine Zentralheizung besitzen . . .

Vor kurzem aber ist es hier zu einem schweren Kampf gekommen. Unter den Anwohnern der Gasse selbst.

Es schneite und froh.

Das Telephon im Kontor des Kohlenhofes klingelte fast unausgesetzt, und eine Bestellung nach der anderen wurde abgerufen. Die Wagen knarzten überall davon. Die letzten und sonst nur zu leichteren Lasten verwendeten Gefährte mußten in Dienst gestellt werden.

Es wurde ein reicher Erntetag für die Bewohner der schwarzen Gasse. In der Nacht vorher hatte der Schnee die Straße überdeckt und die Wagenspuren unsichtbar gemacht.

Nun holperten die schweren Gefährte unsicher auf dem Pflaster dahin und streuten die Ueberlast nach allen Seiten. Wie ein schmutziger Hermelin sah die Gasse aus. Die Kohlen gruben sich in den Schnee; ein Teil von ihnen wurde von den nachkommenden Pferdehufen zertreten und von den Wagenrädern zermalmt. Schwarzer Brei füllte die Spuren und sammelte sich stellenweise zu breiten Pfützen.

Es begann schon zu dämmern, und um die auflodernden gelben Gaslaternen legte sich ein grauer Dunstschleier, als die letzten Wagen den Hof verließen.

Ungefähr in der Mitte der Gasse brach einer von ihnen zusammen. Ein Hinterrad hatte sich abgelöst. Die Last rutschte nach hinten, brach ein Brett heraus und legte sich zum größten Teil auf das Pflaster.

Der Kutscher fluchte. Nicht leise. Er war seit sechs Uhr morgens auf den Weinen, und dies sollte für heute seine letzte Fahrt sein.

Er hatte kaum die Pferde ausgespannt und sich mit ihnen zurück nach dem Platz gewandt, um einen andern Wagen und Hilfe zu holen, da war's auch schon schwarz von Menschen rings um das zusammengebrochene Gefährt. „Wer ein Stück nimmt, kommt ins Buchthaus!“ schrie der Kutscher. Dann trieb er die Pferde davon.

Und nun war's, wie wenn Ameisen sich auf den Leichnam eines Hasen werfen. Mit Körben, Kisten, Eimern drängten die Leute heran; sie warfen sich in die Knie oder stürzten der Länge nach auf die Kohlen; sie raffen mit heißen, gierigen Händen in die Gefäße, stopften sich die Taschen voll, füllten Schürzen und Säcke. Aber ehe die ersten fertig waren, drängten die anderen herzu; es setzte Schimpfworte, Flüche — und plötzlich war's ein dicker, strudelnder Menschenknäuel, in dem sich Arme und Hände erhoben. Brüllende Männerstimmen, kreischende, gellende Töne aus Frauenmund, schreiende Kinder, klatschende Schläge . . .

Einzelne lösen sich los von dem wirren, fluchenden Haufen und flüchten mit ihrer kostbaren Beute an den Mauern entlang, bis sie in einer Tür verschwinden. Andere kommen hinzu. Von den fernsten Enden der Gasse laufen sie herbei. Männer, Weiber und Kinder mit flackernden, begehrlischen Augen, aus denen die Furat spricht, zu spät zu kommen. Mit vorgeneigtem Kopf stürzen sie hinein in den Knäuel; die Ellbogen arbeiten, die Häufe hämmern nach rechts und links.

Nicht alle dringen bis zum Kern vor; die lebendige Mauer ist schließlich zu stark, als daß dort einer, ein einziger, hindurch könnte. Aber der kämpfende Menschenklumpen stampft und wühlt die Kohlen auseinander — mit den Händen, mit den Füßen. Er zermalmt sie unter den Schuhen, und aus dem Schnee, aus dem Schmutz raffen die anderen das kostbare Gut hervor; sie sieben es flüchtig durch die Finger und schleudern die tiefenden Stücke in das Gefäß, das sie zwischen den Knien halten, oder stopfen sie in die Taschen, in das geraffte Oberkleid, in die Schürze.

Die schwarze Gasse hat sich in ein lärmendes, gieriges, hungriges Ungeheuer verwandelt. . . .

Vom Kohlenplatz her rasselte es. Der leere Wagen kommt, im Trab gefahren. Am anderen Ende der Straße blinken gelbe Knöpfe auf. Nur flüchtig, im engsten Lichtkreis der Laterne oder erleuchteten Läden.

„Die Polizei!“

Wie ein hundertstimmiges Echo tönt's durch die Menge.

Und wie auf einen Schlag steht der Knäuel still. Das Schimpfen verstummt, die Flüche bleiben halb in der Kehle stecken, der schon erhobene Arm sinkt.

Dann sieben sie aneinander, wild, in rasendem Lauf, nach allen Richtungen. Das Dunkel verschluckt sie.

Und nun wird es ganz still in der schwarzen Gasse.

Nur die Schaufeln der Arbeiter, die den Nest der Kohlen umladen, schurren und klingen auf dem Pflaster.

Der Polizist steht vor dem großen, schwarzen Schmutzhaufen und betrachtet ihn aufmerksam, und dort, wo ein matter Strahl der Laterne hinfällt, sieht er im Schnee ein paar kleine rote Blutspritzer.

„In der schwarzen Gasse wohnt auch nicht ein ansässiger Mensch!“ sagt er und entfernt sich kopfschüttelnd. — —

Vielleicht hat der Polizist recht. Und die noblen Leute haben recht, wenn sie die schwarze Gasse eine „Verbrechertolonie“ nennen. Oder nicht?

Einige der Käufer wird man fassen und ins Loch stecken.

Wird es etwas nützen?

Das Gefängnis hat Zentralheizung.

Zu Haus aber müssen sie frieren.

Ich möchte nicht Richter sein.

Pa n.

Die Mongolei.

Von G. Singer.

Der russisch-chinesische Konflikt wegen des Kuldschabertrages erinnert wieder einmal an jenes riesige „Reichsland“ Chinas, das sich über mehr als 40 Längengrade hinweg nicht weniger als 3500 Kilometer weit von der Mandschurei im Osten bis Turkestan im Westen ausdehnt, hohe Gebirge, ebene Grassteppen und sandgefüllte Wüsten einschließend: die Mongolei. Nahezu von der fünffachen Größe des Deutschen Reiches, birgt sie trotz andauernder starker chinesischer Einwanderung noch immer erst eine ganz dünne Bevölkerung von vielleicht nur 1/2 Millionen. Zum weitaus größten Teile liegt die Mongolei bereits außerhalb der großen Mauer, die ja gerade deshalb erbaut worden war, um das chinesische Kulturland und die Verbindung mit dem äußersten Westen des Reiches vor den raublustigen mongolischen Horden zu sichern — vor den „Hünngnu“, den Hunnen der europäischen Geschichte. Die Mongolenbeherrscher waren auch nach unserer Hunnenzeit mehrmals Weltbezwinger; auch einige Jahrhunderte lang die Herren Chinas. Dschingis-Khan überwand als erster im Jahre 1211 die Große Mauer und nahm Peking. Unter seinen Nachfolgern ergossen sich die Mongolenheere durch das heutige Rußland bis nach Schlesien, damals in der Tat eine „gelbe Gefahr“ bildend. In Rußland dauerte die Herrschaft bis ins 15. Jahrhundert hinein. Kublai-Khan, Dschingis-Khans kraftvoller und verständiger Enkel, in dessen Diensten der Venezianer Marco Polo stand, war zwar als Eroberer nicht glücklich, um so erfolgreicher aber im inneren Ausbau seines Reiches, das er zu einer hohen Blüte der Kultur brachte. Endlich war auch Timur, der sich gegen das Ende des 14. Jahrhunderts ganz Vorderasien unterwarf, ein Mongole, nämlich ein Abkömmling Dschingis-Khans.

Aber Bestand und Glanz dieses Mongolenreiches waren nicht von langer Dauer, und schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts ging ihm China verloren. Die wenigen Städte der Mongolei versanken, der Sand bedeckte sie, und ihre Städte entschwand dem Gedächtnis; so schnell, wie die Stämme zusammengeballt waren, sonderten sie sich auch wieder voneinander, und China brauchte um seine Sicherheit so wenig besorgt zu sein, daß es seine Schutzmauer verlassen ließ und die Mongolenhäuptlinge ihre völlige Unabhängigkeit dem ihnen kulturell weit überlegenem Nachbar gegenüber nicht zu wahren vermochten. Wer die heutigen Mongolen kennt, vermag sich kaum vorzustellen, daß deren Vorfahren so gewaltige Eroberer und Staatengründer gewesen sind, denn wenig erinnert an die alte Zeit. Nur dürftige Spuren sind noch vorhanden von Karakorum, der berühmten Residenz der Mongolenkaiser am oberen Orchon, westwärts von Urga. Spärliche Reste der Grabstätte des Dschingis-Khan finden sich bei Santschu in der Nähe des Hoangho. Die kleinen Mongolenfürsten der Mitte und des Südens sind meist ganz in der Hand der chinesischen Verwaltungsbehörden. An zahllosen Stellen erheben sich die buddhistischen Lamaklöster; denn die Mongolei ist heute neben Tibet eine Hochburg des Buddhismus und seiner geistlichen Diener.

Die weite Ausdehnung der Mongolei erklärt die Größe der Gegensätze in ihrer Natur. Der russische Oberst Koslow, der sie vom Kiachta zum Kulumor durchkreuzte, stizziert sie kurz wie folgt: „Zuerst ein Steppenland, wird sie weiterhin gebirgig, mit mehr oder weniger majestätischen Ketten. Reich ist da das Tier- und Pflanzenleben. Dann erreicht man Urga, das mongolische Lhasa (Priesterstift). Hat man Urga hinter sich, so ändert sich der Landschaftscharakter schnell, das Gelände wird mehr eben, der Pflanzenwuchs arm und die Bevölkerung dünn, besonders im Süden des Gebirgszuges, der die östliche Fortsetzung des Mongolischen oder Gobi-Altai ist. Da herrscht die richtige Gobi. Die südliche Mongolei endlich bietet fast überall ein unfruchtbares Sandmeer, das vielfach über 80 Meter hohe Dünen durchzieht.“ Die Gobi erzeugt nach Brschewalski mit ihrem Wüstenaussehen und ihrer Einformigkeit im Reifenden ein schwer niederdrückendes Gefühl. Ganze Wochen hindurch zeigen sich seinen Blicken immer dieselben Bilder: unübersichtbare Ebenen, im Winter gelb gefärbt vom vertrockneten vorjährigen Grase, oder gefurchte Felsrücken, oder endlich schroffe Hügelketten, auf deren Gipfeln manchmal für einen Augenblick die flüchtige Djeran-Antilope auftaucht. Gemessenen Schrittes gehen die schwer beladenen Kamele, sie gehen 10, ja Hunderte von Kilometern, aber die Steppe verändert sich nicht, sondern bleibt, wie sie gewesen, grimmig, unfreundlich.

Die nordwestliche Mongolei ist durchweg gebirgig und hat Höhen von 3000 Meter und darüber, wenn man von den teilweise noch höher ansteigenden sibirischen Randgebirgen absteht. Zahlreiche Flüsse, zum Teil zu den Stromsystemen des Ob und Jenissei gehörend, zum Teil in den ebenfalls zahlreichen oft sehr ansehnlichen Seen endigend, durchziehen das Land, und es finden sich da auch

einige stadtartige Ortschaften, wie Kobdo und Uliassutai. Auf dieses Gebiet beschränkt sich der mongolische Waldwuchs.

Das Klima der Mongolei zeichnet sich durch sehr heiße Sommer und sehr kalte Winter aus. Im westlichen Teil gestor Prschewalski während des Dezember in fünf Nächten das Quecksilber des Thermometers, und das in der geographischen Breite von Venedig. Dagegen war die Sonne im Februar schon recht heiß und Ende April wurden Temperaturen von 22 Grad über Null abgelesen. Die Sonnenhitze kann in der Gobi bis auf 65 Grad steigen. Für die schroffen täglichen Temperaturwechsel mag eine andere Beobachtung des genannten Forschers zeugen, wonach im April 1879 die Hitze auf 23 Grad gestiegen war, während es in der folgenden Nacht froh. Die Niederschläge an Regen und Schnee sind gering. Gefürchtet sind die heftigen West- und Nordweststürme des Frühjahres, die mit ihren aufgeschwungenen Staub- und Sandmassen die Sonne verdunkeln, mit Einbruch der Nacht sich aber stets legen.

Die Mongolen sind zumeist Nomaden. Im Norden des Landes, in der nur sehr schwach bevölkerten äußeren Mongolei, trifft man auch noch auf Stämme oder „Horden“, die sich ihrer großen Vergangenheit wohl erinnern. Sie sind stolz auf ihre Ueberlieferungen, ihre vielfarbigen Kleider, ihre lebhaften Reittiere und ihre Reiskunst. Sie legen auch noch Wert auf ihre Unabhängigkeit und werden darin durch ihren obersten Geistlichen und Heiligen, den Bogdo-Gegen in Urga, sowie durch ihre Fürsten bestärkt. Diese genießen deshalb auch Ansehen bei den chinesischen Gouverneuren, die sie sehr höflich behandeln, um ihrer Treue sicher zu sein. Die Mongolen der mittleren Landesteile sind schon mindertwertiger als ihre nördlichen Nachbarn, stehen aber doch noch höher als die Bewohner des Südens, die unverkennbar immer mehr zu Chinesen werden, ganz und gar untrügerisch und unmännlich geworden sind. Sie zerfallen in zahlreiche „Banner“, deren Häuptlinge zwar durch die Verheiratung mit chinesischen Prinzessinnen geehrt zu werden pflegen, aber im übrigen den Befehlen der chinesischen Beamten zu gehorchen haben.

Die mongolische Wohnung ist überall die gleiche runde Filzjurte mit Stangengerüst. Bei reichen Leuten zeigt sie oft eine gute, selbst luxuriöse Ausstattung und sogar einen Fußboden aus Brettern. Aber stets mangelt die Reinlichkeit, für die dem Mongolen überhaupt jedes Verständnis abgeht. Den Körper wäscht er sich wohl nie im Leben, Hände und Gesicht nur höchst selten, und die Wasserseife ist so groß, daß man es sogar vermeidet, die Felte in der Nähe von Gewässern zu errichten. So ist es begreiflich, daß die Kleidung von Ungeziefer wimmelt und der Mongole sich seiner trotz allen Eifers nicht erwehren kann. Alle Augenblicke sieht man, wie ein Mongole, manchmal auch ein Beamter oder wohl gar ein angesehener Lama, sein Kleid oder seinen Pelz umleert, die zudringlichen Insekten fängt und sogleich mit dem Tode bestraft, indem er sie mit seinen Vorderzähnen zerdrückt (Prschewalski). Das Lieblingsgetränk ist der von den Chinesen gekaufte Ziegeltee, der in etwaßhaft schmutzigen Kesseln zubereitet wird. Man legt wohl auch etwas geröstete Hirse, ein Stück Butter oder rohes Schaffett hinein. Aus Stuten- und Schafmilch werden Quark und Kumys bereitet, auch wird die Milch roh genossen. Fische und Vögel werden als „unrein“ verachtet; Hammelfleisch gilt als Lederbissen. Die von den alten Hunnen berichtete Sitte, daß sie Fleischstücke unter den Sattel legten, um sie müde zu reiten, trifft man gelegentlich auch unter den heutigen Mongolen noch an. Leider findet der Alkohol immer mehr Eingang, und der Opiumgenuß ist weit verbreitet.

Im Leben des Mongolen dreht sich alles um die Viehhaltung, sie ist neben Besuchsritten oder einer Jagd die einzige Beschäftigung des Mannes. Da sie ihm aber wenig Arbeit verursacht, die Frauen überdies das Melken und Buttern besorgen, so ist „unbegrenzte Faulheit“ der Hauptcharakterzug des mongolischen Nomaden geworden. Hauptächlich werden Schafe — meist eine Fettschwanzart — gehalten, dann sind Pferde und Kamele zu nennen, während Mindvieh und Ziegen seltener vorkommen. Der Sorge um das Vieh, dem der Mongole viel Liebe und Mitgefühl entgegenbringt, steht die Sorge um die Familie nach. Die Frau, der außer der Milchwirtschaft auch alle übrige häusliche Arbeit obliegt, nimmt eine recht untergeordnete Stellung ein; aber es gibt auch Ausnahmen, und wie überall in der Welt, so gelingt es auch hier einer klugen und energischen Frau nicht selten, das Szepter an sich zu reißen. Das Gesetz erlaubt dem Mongolen nur eine Ehefrau, aber in der Zahl von Nebenfrauen ist er nicht beschränkt; die Ehescheidung ist für beide Teile leicht, und mit der ehelichen Treue soll es auch bei der Frau nicht zum besten bestellt sein.

Der Einfluß der buddhistischen Priesterschaft auf die Mongolei ist geradezu unbegrenzt, und zahllos sind die Lamas, die da ein trübes Wohlleben führen. Es gibt viele große und reiche Klöster, besonders in den Berggegenden westlich von Urga und auch in Urga selbst, wo der schon erwähnte Bogdo-Gegen (meist Kutuchtu genannt) residiert. Er ist mindestens ebenso angesehen wie der Dalai-Lama selber, der ja, wie erinnerlich, vor einigen Jahren nach der Mongolei gelassen war, feierliche Aufnahme in einem Kloster bei Urga fand, aber dem Kutuchtu aus Rücksichten der Konturrenz wenig angenehm war. Zu den regelmäßigen Pilgerkarawanen nach Bassa stellen die Mongolen viele Teilnehmer.

Alles in allem genommen, lebt der Mongole heute in elenden Verhältnissen, und es fragt sich, ob sie eine Besserung erfahren können. Er hat zwar seine eigene Literatur und gedruckte Gesetze,

er lernt tibetanisch Lesen und Schreiben und beschäftigt sich mit religiösen Fragen, aber sein geistiger Gesichtskreis muß trotzdem als beschränkt gelten.

Eine hervorragende wirtschaftliche Bedeutung hat die von einigen wenigen uralten Verkehrswegen durchzogene Mongolei vorläufig nicht, aber ihr Reichtum an gewissen Rohzeugnissen, wie Vieh, Fellen, Kamelhaaren und Pelzwerk von Murmeltier, Fuchs und Luchs, ist sehr beträchtlich und der Handel damit entwicklungs-fähig. Dieser liegt gegenwärtig vorzugsweise in den Händen chinesischer Kaufleute, die Gewebe, Metallwaren, Zucker, Petroleum und Tee einführen, äußerst zähe und genügsam sind und darum gute Geschäfte machen. Auch russische Waren haben Absatz, aber er ist so zurückgegangen, daß die russischen Fabrikanten und Kaufleute fürchten, die Mongolei werde für sie verloren gehen, wenn ihnen ihre Regierung nicht zu Hilfe komme. Besorgnisse um die Zukunft des russischen Mongoleihandels haben zum Teil das Ultimatum an China diktiert, freilich auch politische Erwägungen. Seit einigen Jahren begünstigt die chinesische Regierung die Auswanderung aus dem Innern des Reiches nach der nördlichen Mongolei, dem Grenzgebiet gegen Sibirien; planmäßig werden dort zahlreiche Bauernfamilien aus Hunan und Schantung angesiedelt, das beste Land für sie ausgesucht. Aber China will auch versuchen, die Mongolen des Nordens sich vollklich zu assimilieren und ihren Kulturzustand durch Schulunterricht zu bessern. Chinas Politik geht eben dahin, seine Stellung in der Mongolei zu stärken. Diesem Zweck sollen auch umfangreiche Eisenbahnbauten dienen, deren Pläne im November vorigen Jahres der chinesische Reichsrat gebilligt hat. Ihre Ausführung wird allerdings nicht allzu schnell folgen, denn das Geld dazu ist vorläufig nicht vorhanden. Jedenfalls aber ist die eifrige, zielbewußt und anscheinend erfolgreich betriebene Kolonisationsarbeit Chinas in der Mongolei ein neuer Beweis für die oft unterschätzte Tatkraft und Leistungsfähigkeit des wiedererwachten Reiches.

Kleines feuilleton.

Aus dem Tierleben.

Wozu haben die Tiere Schnurrborsten? Zum Fasten — lautet die allgemeine Ansicht. Selbst ein so guter Kenner des Tierlebens wie Brehm behauptet es in seinem berühmten Werke. Nun bringt das letztersehene (12.) Heft des „Zoologischen Beobachters“ eine Reihe Tatsachen, die sich mit dieser Annahme schlecht vereinbaren, dagegen aber die vom Verfasser vertretene Ansicht — nämlich, daß diese Borsten Sehorgane sind — viel plausibler erscheinen lassen. Gegen die Ansicht, daß die Schnurrhaare Tastorgane sind, verweist der Verfasser zuerst auf die Tatsache, daß die Borsten immer seitlich gelagert, also für die ihnen zugeschriebene Funktion eine äußerst unzuwehmäßige Stellung einnehmen. Des weiteren scheint der allgemeinen Ansicht auch die Tatsache im Wege zu stehen, daß gerade bei den Tieren, die dank ihrer unerdlichen Lebensweise schlechte Augen besitzen, die Schnurrborsten gleichfalls schlecht ausgebildet sind, obwohl sie für diese Tiere von größter Wichtigkeit sein sollten. Dieser für die allgemein verbreitete Ansicht unerklärliche Zusammenhang zwischen der Ausbildung der Borstenhaare und der Größe und Bedeutung der Augen findet seine zwanglose Erklärung durch die vom Verfasser vorgeschlagene Annahme, daß die Aufgabe der Schnurrborsten darin besteht, die Sehorgane der Tiere vor dem Eindringen von Fremdkörpern zu schützen.

Am klarsten tritt dieser Zusammenhang bei kleineren Insekten, Tieren und Nagern hervor. Bei diesen Tieren, die durch ihre Lebensweise gezwungen sind, oft durch Wälder und Felder zu streifen, stehen die Borsten tatsächlich so, daß sie die Augen vor dem Eindringen eines Astes oder Halms am besten zu schützen vermögen. Ebenso scheinen die Schnurrborsten bei den Raubtieren als Sehorgane für die Augen beim Erfassen der Beute oder im Kampfe zu dienen. Jedenfalls stehen sie mit den Augen im engsten Zusammenhang. Jedermann, der gesehen hat, wie unsere Hauskatze die Augen wie vor Schmerz oder Unbehagen schließt, sobald man ihre Borsten berührt, kann darüber nicht mehr im Zweifel sein.

Auch bei manchen Vögeln sind die Schnurrborsten vorhanden. Bei den Nachtschwalben, bei den Drosseln, ebenso wie bei vielen anderen Vögelarten, die größere Insekten im Fluge fangen, finden wir die schräg nach vorne gerichteten Borsten am Rande des Oberschnabels, d. h. gerade dort, wo sie am besten ihre schützende Funktion erfüllen können. Beim Kiwi, der seine Nahrung im schnellen Lauf durch das Gebüsch erbeutet, befinden sich die langen Borsten am Grunde des Schnabels und sind nicht nach vorne, sondern nach rückwärts gerichtet. Auch dies ist eine treffliche Anpassung des Organs an seine Funktion.

Interessant ist die Stellung der Schnurrborsten bei den größeren Tieren, insbesondere bei den Pflanzenfressern, für welche die Sehschärfe keine sehr große Bedeutung hat und welche, dank ihrer Lebensweise, mit keinen unmittelbaren Gefahren gegen ihre Augen zu kämpfen haben. Bei ihnen sind die Borsten nach unten verlagert (wie z. B. bei den Hunden) oder fast ganz rückgebildet. Auch dieser Umstand spricht unzweifelhaft für die Annahme, daß die Schnurrborsten ursprünglich keine Tastorgane, sondern Sehorgane für die wertvollen und empfindlichen Sehorgane waren.